

Irmela von der Lühe, Axel Schildt und Stefanie Schüler-Springorum (Hg.): „Auch in Deutschland waren wir nicht wirklich zu Hause“. Jüdische Remigration nach 1945, Göttingen: Wallstein Verlag 2008 (= Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 34), 508 S., ISBN: 978-3-8353-0312-6, EUR 42,00.

(Nora Goldenbogen)

Das im letzten Jahrzehnt zunehmende Gewicht der Remigrationsforschung und das stark angestiegene Interesse an der deutsch-jüdischen Zeitgeschichte nach 1945 waren Anlass einer im Herbst 2006 veranstalteten Tagung, die dem Ziel diente, beide Forschungsstränge zusammenzuführen. Träger dieser Tagung waren die Herbert und Elsbeth Weichmann-Stiftung, die Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, das ebendort beheimatete Institut für die Geschichte der deutschen Juden und das Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der Freien Universität Berlin. Der 2008 im Wallstein Verlag erschienene Band dokumentiert die Ergebnisse dieser Tagung, die durch einige weitere Aufsätze ergänzt wurden. Herausgekommen, dies sei hier vorweggenommen, ist aber weit mehr als ein Tagungsband. Entstanden ist ein sehr anregendes Buch, dessen Beiträge viele Impulse für weitere Forschungen geben werden und gleichzeitig sehr deutlich machen, welche notwendigen Fragestellungen bisher zu wenig oder gar nicht im Fokus der wissenschaftlichen Betrachtung standen.

Die jüdische Remigration nach Deutschland war kein Massenphänomen. Nur etwa fünf Prozent derjenigen, die aus rassistischen Gründen verfolgt worden waren, kehrten zurück. Sowohl im Einleitungsbeitrag als auch in vielen Einzelbeiträgen wird dies ebenso deutlich wie die Tatsache, dass es eine Rückkehr „der kleinen Leute“ kaum gegeben hat. Vornehmlich waren es Künstler, Wissenschaftler, Politiker und politische stark Engagierte, die nicht zuletzt auf Grund ihrer tiefen sprachlichen und kulturellen Wurzeln zurück nach Deutschland kamen, meistens aber auch, um dort mit ihren Ideen Einfluss zu nehmen. So ist die Remigrationsforschung, wie die Herausgeber in ihrer Einleitung betonen, „immer zu einem gewichtigen Teil historiographische Elitenforschung (...), Erforschung allerdings einer Gegenelite zum *mainstream* der nationalsozialistisch kontaminierten deutschen Eliten in Justiz, Wirtschaft und Wissenschaft“ (S. 13). Dabei ist die Remigration nicht als „feste Größe“ zu betrachten, sondern sie umfasst viele Aspekte, u. a. die

Rückkehr der Emigranten zu unterschiedlichen Zeiten – mitunter erst nach Jahrzehnten –, die zeitweilige Rückkehr sowie Gast- und Arbeitsaufenthalte, durch die eine enge Verbindung mit der alten Heimat aufrechterhalten wurde.

Literarischen Zeugnissen und Quellen, d. h. Memoiren, Tagebüchern, Novellen und Romanen der Remigranten und ihrer Nachkommen wird in diesem Forschungsbereich besonderes Gewicht beigemessen. Als weitere wichtige Quellengrundlage dienen lebensgeschichtliche Interviews und literarische Texte mit bzw. von den Angehörigen der zweiten und dritten Generation.

Neben der Einleitung umfasst der Band 23 Beiträge, ein Personenregister und Informationen über die Autorinnen und Autoren. Bereits auf den ersten Blick wird offenbar, dass sich nur zwei Artikel, namentlich diejenigen von Annette Leo und Anna Minta / Bernd Nicolai, explizit auf den Osten Deutschlands beziehen. Das ist umso bedauerlicher, als dass in vielen anderen Einzelbeiträgen dieses Buches, die sich auf den westlichen Teil Deutschlands beschränken, Forschungsansätze und -ergebnisse präsentiert werden, die durchaus ihre Entsprechung in ähnlich ausgerichteten Arbeiten zum Osten Deutschlands finden könnten. Hier hätten sich ausreichend Möglichkeiten zum vergleichenden Arbeiten geboten, was wiederum hätte dazu beitragen können, den bisher vorherrschenden, einseitigen, gewissermaßen nur auf das „Ende“ der DDR fokussierten „Forschungsblick“ aufzulösen, zugunsten breiter angelegter und auf eine ebenso umfängliche Quellengrundlage gestützter wissenschaftlicher Untersuchungen zur jüdischen Remigration in die Sowjetische Besatzungszone und die spätere DDR. Dörte Schmidt benennt dieses Forschungsdefizit in ihrem Beitrag über *Exil und die Musik in der Kultur der Nachkriegszeit* ausdrücklich. In vielen anderen Artikeln wird das Defizit sichtbar, vor allem dann, wenn man sich als Leserin oder Leser fragt, wie diese oder jene Entwicklung wohl jenseits der innerdeutschen Grenze vor sich gegangen sein mag, oder wenn man auf Fakten stößt, die bereits beim derzeitigen Forschungsstand auf mit Sicherheit ähnliche Entwicklungen in ganz Deutschland hindeuten. Erwähnt sei hier beispielhaft der innerhalb der Gesamtgruppe der jüdischen Remigranten verhältnismäßig hohe Anteil an Rückkehrern aus dem linken politischen Spektrum, der wahrscheinlich für beide Teile Deutschlands nachzuweisen möglich wäre. So formulierte Ursula Büttner in ihrem durch viele Quellen fundierten Beitrag zur *Schwierige[n] Rückwanderung nach Hamburg*: „Als erste kamen Verfolgte zurück, die trotz allem am politischen Aufbau Deutschlands mitwirken wollten (...).“ (S. 60) Häufig, so zeigt sie auf, war der endgültige Entschluss zur Rückkehr mit einer persönlichen Aufforderung verbunden. In Hamburg ging diese Aufforderung in mehreren Fällen von dem ebenfalls zurückgekehrten politischen Exilanten Max Brauer aus, der der Sozialdemokratie nahe stehende jüdische Emigranten zur Rückkehr in die Hansestadt bewegte. Anhand von Selbstäußerungen Max Brauers oder Fritz Valentins legt

Ursula Büttner demgegenüber auch dar, welche großen Anpassungsleistungen die Remigranten vollbringen mussten, um sich in die deutsche Gesellschaft zu integrieren. Dazu gehörte oftmals, über die Nöte des Exils zu schweigen oder sie zu beschönigen. Werner Bergmann beschreibt dieses von den Rückkehrern erwartete Wohlverhalten gleichermaßen und analysiert in seinem Beitrag *„Wir haben sie nicht gerufen“* die Reaktionen auf jüdische Remigranten in der frühen BRD. Er belegt, dass der in der Regel schon durch die NS-Propaganda negativ besetzte Begriff „Emigrant“ auch in der Nachkriegszeit ähnlich abwertende Reaktionen hervorrief und die Wiederbegegnung von Remigranten und Daheimgebliebenen nicht selten durch eine mehrfache Belastung ihrer Beziehungen geprägt war. „Erstere hatten mit ihrer Emigration politisch ‚Recht behalten‘ und verkörperten damit einen mehr oder weniger stillen Schuldvorwurf, auch hatten sich bei Rückerstattung und Wiedergutmachung die Vorzeichen verkehrt, denn aus Verfolgten waren nun Ankläger und Anspruchsberechtigte, aus den Profiteuren Angeklagte und Pflichtige geworden.“ (S. 20) Bergmann weist auf das massive Fortleben antisemitischer Einstellungen in den Nachkriegsjahrzehnten hin und beleuchtet einige der gebräuchlichsten negativen Zuschreibungen gegenüber jüdischen Remigranten wie deren angebliche Rachsucht, für das, was ihnen angetan wurde, deren privilegierte Versorgung, eine ihnen angelastete neu entstehende materielle Konkurrenz oder deren vermeintlich ungerechten Ansprüche auf Restitution und Entschädigung. Hannah Arendt folgend, führt Bergmann den Mangel an Trauer und Schrecken in der deutschen Nachkriegsgesellschaft angesichts des Schicksals der deutschen Juden jedoch weniger auf antisemitische Einstellungen als auf den allgemein vorherrschenden Gefühlsmangel gegenüber den Leiden anderer Menschen zurück. Auch Monica Kingreen schildert in ihrem sehr anregenden Beitrag *Zurück nach Frankfurt* genau diese, vielen Remigranten große Probleme bereitende Atmosphäre der Gefühllosigkeit und eines virulenten Nachkriegsantisemitismus. Sie macht für Frankfurt am Main ebenfalls einen hohen Anteil von politisch motivierten Rückkehrern, insbesondere von ehemaligen Sozialdemokraten aus, geht aber auch den Motiven für die Rückkehr des Kommunisten Peter Gingold nach. In diesem Kontext untersucht Kingreen vor allem die Re-Etablierung des Instituts für Sozialforschung, das später unter dem Begriff „Frankfurter Schule“ bekannt wurde. Sie geht exemplarisch auf den dort tätigen Philosophen Max Horkheimer ein, für den es gerade auf Grund dieser ihn erschreckenden und abweisenden gesellschaftlichen Grundstimmung kaum einen Platz in der Welt gab, „auf den es im Augenblick mehr ankäme, als auf Deutschland“ (S. 133) und der seinen Mut und seine Kraft zur Rückkehr aus der geplanten Zusammenarbeit mit Menschen schöpfte, die im Widerstand gewesen waren. Darüber hinaus war es perspektivisch die Arbeit mit den Studenten, mit der jungen Generation, die ihm und seinen zurückkehrenden Kollegen die Hoffnung verlieh, etwas zur Veränderung beitragen zu können und sie veranlasste zu bleiben. Mit ähnlichen

Intentionen waren viele jüdische Remigranten in die sowjetische Besatzungszone und spätere DDR zurückgekommen. Ihnen, die zur Generation der DDR-Gründerväter und -mütter gehörten, ist der Aufsatz von Anette Leo gewidmet. Sie beschäftigt sich mit der Frage, warum diese in die „Falle der Loyalität“ gerieten und gibt insbesondere anhand des Lebensweges des Volkskundlers und Finno-Ugristen Wolfgang Steinitz Antworten darauf. Gleichzeitig skizziert sie Parallelen und Unterschiede zu anderen Biographien, u. a. von Jürgen Kuczynski und Alfred Kantorowicz. Als eine solche Gemeinsamkeit notiert Leo: „In die abgeschottete DDR-Welt brachten die Rückkehrer ein wenig Farbe und Glanz. Mit ihrer Qualität, ihrer Kreativität, der rhetorischen Gewalt, der Aura von Liberalität und Weltläufigkeit betrieben sie aber so etwas wie Etikettenschwindel. Sie haben diesen Staat repräsentiert, obwohl er ganz anders war, als sie vorgaben (und als sie sich ihn wünschten).“ (S. 306) Als Quintessenz ihres Beitrages kennzeichnet Anette Leo ein Dilemma, in das die meisten jüdischen Remigranten in der DDR gerieten und dem sie der Autorin zufolge auch niemals entkamen: „In ständiger Gefahr, zwischen die Mühlsteine des kalten Krieges zu geraten, verfolgt von den Dämonen der Vergangenheit, geklammert an die Heilsbotschaften der Zukunft, gab es für sie in diesem Deutschland wohl keinen Ort, an dem sie, ohne sich zu verbiegen, einfach in der Gegenwart hätten leben können.“ (S. 312) Zu fragen bliebe, ob vergleichende Untersuchungen zu den Gefühlslagen der Rückkehrer in beide deutsche Staaten nicht auch Parallelen offenbaren würden. Ähnliche Fragestellungen zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden ergeben sich bei der Lektüre des sehr informativen Artikels von Andreas Brämer *Zur Remigration jüdischer Geistlicher nach Westdeutschland*. Obwohl der Autor mit der Singularität des rabbinischen Wirkens Martin Riesenburgers in der DDR begründet, warum er ihn nicht in seine Untersuchung zu den Rabbinern im Nachkriegsdeutschland einbezieht, so ist dieser Ausschluss dennoch nicht sehr plausibel, denn in seinen weiteren Ausführungen wird deutlich, dass auch in den westlichen Besatzungszonen und der späteren BRD letztendlich nur sehr wenige Rabbiner – nämlich nur vier – dauerhaft tätig waren. Üblicher und von Brämer als „geradezu typisches Merkmal des deutschen Rabbinats seit 1945“ (S. 177) bezeichnet, war der temporäre Einsatz von Emigranten in diesem Amt, die danach wieder in ihre Emigrationsländer bzw. in andere Staaten, in denen sie inzwischen lebten, zurückkehrten. Hier sei noch ergänzend erwähnt, dass es, wenn auch in weitaus geringerem Maße, in der DDR genauso vorübergehend amtierende Rabbiner und Kantoren aus dem Ausland gab.

In diesen zu weiteren vergleichenden Arbeiten anregenden Kontext kann auch der Beitrag von Christiane Berth über *Remigration und Rückkehrüberlegungen von Kindertransport-Teilnehmern* aus Hamburg einbezogen werden. Ihre Quellenbasis beruht auf lebensgeschichtlichen Interviews mit Kindertransportteilnehmern aus der „Werkstatt der Erinnerung“, einem Oral-History-Archiv an

der Forschungsstelle für Zeitgeschichte im Hamburg. In einigen dieser Interviews wird die Bedeutung der im englischen Exil gegründeten Freien Deutschen Jugend (FDJ) hervorgehoben, die viele Emigranten zur Rückkehr motivierte, so dass von den 650 Mitgliedern dieser Exilorganisation ungefähr ein Drittel wieder nach Deutschland kam, insbesondere in den Osten des Landes.

Eines generell für die Forschungen zur jüdischen Geschichte sehr notwendigen und wichtigen, aber im Gesamtkontext der Remigration bisher zu wenig im Fokus der Betrachtung stehenden Problems, nimmt sich Carola Dietze mit ihrem Beitrag *„Kein Jud und kein Goi“* an. Sie legt ihr Augenmerk auf die nicht unbeträchtliche Gruppe deutscher Bürger vor Beginn der NS-Zeit, die zwar jüdischer Herkunft waren, sich aber bereits vollkommen assimiliert hatten. Sie geht davon aus, dass diese Gruppe schon damals fast so groß war wie die der Mitglieder in den jüdischen Gemeinden Deutschlands und erläutert in einem kurzen Abschnitt die Schwierigkeiten, diese Gruppe forschungsmäßig zu erfassen. Am Beispiel der Biographie des Soziologen Helmuth Plessner, der in die Niederlande emigrierte, nach dem Krieg nach Göttingen zurückkehrte und dort als Hochschullehrer tätig war, setzt sich Carola Dietze insbesondere mit dem Phänomen der konfligierenden Selbst- und Fremdwahrnehmungen gerade bei Angehörigen dieser Gruppe auseinander. Helmut Plessner, der sich selbst als völlig assimiliert empfand, galt in der Nachkriegszeit bei vielen seiner Kollegen immer noch als „der Jude Plessner“ und machte Erfahrungen mit offenem Antisemitismus. Dass er seinen Lebensabend in der Schweiz verbrachte und zu seinem dortigen Freundeskreis viele Juden gehörten, ist für Dietze ein Indiz dafür, „dass ihn die Erfahrungen mit der Bundesrepublik der Nachkriegszeit mehr von Deutschland entfremdeten, als es zuvor das Exil, der Krieg und der Holocaust vermocht hatten“ (S. 243). Michael Brenner widmet seinen Beitrag *Vergessene Historiker* der eigenen Zunft und weist nach, dass die deutsch-jüdische Geschichtsschreibung nach 1945, also nach dem Verschwinden der jüdischen Geschichtswissenschaftler, der Rabbinerseminare und der jüdischen wissenschaftlichen Einrichtungen, quasi „durch die Hintertür nach Deutschland zurück[kehrte]“ (S. 223). Arbeiten zur jüdischen Geschichte, verfasst von jüdischen Wissenschaftlern wie Hans Lamm, Heinz Mosche Graupe oder Stefan Schwarz entstanden außerhalb des wissenschaftlichen Establishments. Für lange Zeit, so Brenner, blieb „das Hauptportal der Zunft offen für so manche, die wenige Jahre vorher in die NS-„Judenforschung“ verstrickt waren und für deren Schüler“ (S. 223).

Im vorliegenden Band sind neben den bereits erwähnten Artikeln noch zahlreiche weitere informative Arbeiten versammelt. Sie befassen sich mit den Schicksalen einzelner Rückkehrer

oder ganzer Remigrantengruppen und werfen ergänzend dazu Schlaglichter auf die künstlerische Rezeption dieser Thematik in Literatur und Musik – insgesamt handelt es sich also um ein vielseitiges und für die forschende Zunft tatsächlich inspirierendes Buch.

Zitiervorschlag:

Nora Goldenbogen: Rezension von: Irmela von der Lühe, Axel Schildt und Stefanie Schüler-Springorum (Hg.): „Auch in Deutschland waren wir nicht wirklich zu Hause“. Jüdische Remigration nach 1945, Göttingen 2008 (= Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 34), in: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 4. Jg., 2010, Nr. 6, S. 1-6 [dd.mm.yyyy].